

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1932**

113 (17.5.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

# Unterhaltung \* Wissen \* Kunst

## Sein irdisches Paradies

Ich, das war wieder einmal ein Tag! Fischwasserverdunstung, Regen und zum Schluß hatte es noch Dandel gegeben. Aber der alte Fischer Reinhold, den hats nicht aufgeregt. Nein, der hat sich ruhig sein Pfeifchen weitergeraucht und sich nur getraut, er nun noch seine paar Jahre am geliebten Wasser verbringen zu wollen, dort, wo so viele Stunden seiner Jugend verstreift lagen. Er hat den Wald ausatmet und es Herbst geworden ist, dann fallen die Blätter um ihn und wieder ein und in sein Herz zurück. Die Erinnerung der Nebel des Abends durch den Wald zieht und die Wärme hinter dem dunkel werdenden Walde verschwindet und noch immer das Wasser aufleuchtet beim letzten Glanz der Sonne. Ja, er denkt er und klopft seine Finger an einem Baum aus, da er nicht nachdenkt, daß dieses Wasser es sein kann, das mit in die Stille des Lebens kurze Stunden des Bergessens geben wird.

Einmal hatte er eine Braut gehabt, die wie er dachte, sich zu ihm machen zu können. Über eines Tages hatte sie ihr Herz einem anderen gegeben und er war allein. Wenn sie bei ihm geblieben wäre, dann wäre er sicher nicht geworden, so aber wurde er langsam einsam und hat nur gelebt von dem, was man ihm gab. Sein Beruf war Fischer und er hat sich damit zufrieden gegeben. Seit vielen Jahren war er das schon und beschloß freute er sich, daß sein Broterwerb das Wasser wieder genoscht hätte. Als er aber mit seinem Vater immer bei Nacht und Nebel ging, da ging es immer heimlich ganz heimlich und leise. Seit er aber Aufseher geworden war, war er Tag und Nacht unterwegs. Die alte Angeltaste war sein ganzes Eigentum, aber mancher hat die Angeltaste schon damit gewidmet. Wo die großen Fische in den Uferlöchern unter den großen Erlen standen, das war er besser, als sämtliche Fische weit und breit. Hatte er doch schon unendlich viele Male tauchen sehen. Auch die großen Fische kamen jeden Tag pünktlich, wie der Fischotter, der unter den Karven ganz gemächlich aufgeräumt hatte.

Und hier an diesem stillen Wasser, das weit draußen in den Bergen mündet, war er alt geworden, aber langsam, ganz langsam. War es kalt und frische die Sonne und hielt der Regen jedes Fleckchen in seinem Bann und übersog es mit feinen weißen Säulen, dann war Reinhold zur Mühsal hinausgegangen, in der Tasche ein Pfeifchen, im Wunde das den verbleibende Pfeifchen und im Herzen war er unendlich glücklich. „Alten“ wollte er sagen, hatte er zum Waldwüter gelangt, Kapitän, wie er seinen in seinem Revier sieben hätte. Bald er draußen an der Mühsal. Der Nordwind pfliff den Rhein in die Schluchten entbott ihn gleich von diesem Leiden und noch nicht daß ihm wieder seine ganze Energie zurück. Trisbau hat der Roter über die Sandbank hinweg, dortbin, wo die großen Fische und Zander auf ihrer Reize aussuchen pflegen. Langsam es Abend. Ueberall wurde es still. Reinhold hörte den Regen noch zu und hielt die Schnur in der Hand, da ein Kuck — und was für einer. Wie der alte Mann in diesem Moment zusammenfuhr. Dort stand der alte Mann alt geworden wieder jung. Seine Augen leuchteten, die Hände starrten, er ergriff seinen Arm. Wie mochte er sein Herz schlagen, er war wohl auf dem Tausenden in der Dorfkirche je einmal für sich geschlagen hatte? Der Mann er und einige Freunde zur Freiheit waren und irgendwo blonde Köpfe leuchteten? Oder er draußen gestanden in der Mondnacht als Glücklicher und Sterne besauste, die ihm herrlicher erschienen als die, die über ihm wüßten.

Reinhold sog er seine Schnur zum ersten Male an. Langsam immer näher, immer näher, der Fisch springt über das Wasser, Reinhold hält die Schnur und weit hinaus geht der Fisch wieder in den Rhein. Langsam zieht er wieder an und mit einem Male er ein gewisser Baug zum Vorschein. Der Alte blüht sich und den Kopf, den er der Strommutter entziffen hat, heraus, er hat den Hund schätzt er. Wie keine Gestalt lebendig geworden,

jeder Muskel im Gesicht ist gelockert, man sieht, daß er einmal schön gewesen war. Den Kapitalen nimmt er unter den Arm, Gerte und Schur in den anderen und nun heimwärts. Seinen Kopf hebt er nicht mehr, nein, sein Inneres macht noch mehr wie einmal diesen Drüllkampf mit dem Hechte mit. Und logar im Traum wird er alles noch einmal erleben. Den Waldwüter, der einen Marder zum Abschluß bringen wollte, hätte er fast umgerannt, wenn dieser nicht gerufen hätte: „Reinhold, du bist total verrückt!“ Dann hatte er aufgegeben und wollte sich höflich entschuldigen, denn er meinte, ein Herr aus der Stadt wäre es. Aber da es der Waldwüter war, erzählte er diesem nochmals ganz genau jede Einzelheit der vergangenen Stunde. Solange erzählte er, bis die Sterne hell leuchteten und ein Raas schmach aus dem Forste rief und weit im Walde der Marder freilagte. Ja, Reinhold kannte die Wieder der Nacht aus seiner Jugendzeit und kannte den Fischotter, der jetzt an der Mühsal draußen am Rieche auch seinem Raas oblag. Den Diter hatte er lieb, wenn er auch das ganze Wasser an Fischen arm machte. Der Otter kannte auch ihn und wußte, wenn der Alte herangehlichen kam, konnte er sich ganz lehrerfüllt weiterkommen. In schweren Tagen waren sie Freunde geworden, als Reinhold von Otterleins Reiten lebte, vielleicht war es auch dessen Vater und Großvater.

Immer hatte er es gut mit diesen schlanken Kerlen gemeint, wo für ihn manches Kräftchen von 10 und über 10 Pfund zuteil war. Wenn die Jäger von der Stadt kamen und ihn fragten, wo Otterleins stünde oder seinen Bau habe, da war sein Herz wie ein Grab. Irgendwo ganz anders hatte er sie hingeschickt, wo Sommer und Winter kein Mensch hinkommt.

Es war um die Zeit, in der die Blätter fielen und es Tag und Nacht im Walde rauschte und die Vögel sich rühten zu ihrer großen Fahrt als Reinhold durch das Schilf schlüpfte. Es war gerade Winternacht. Heute hatte er keine Ruhe. Auch das Pfeifchen schmeckte ihm nicht mehr recht und am Wasser, das im Mondlicht ganz geistlich leuchtete, wollte er sich an einen Stamm gelehen, um ein wenig auszurufen. Nacht und Wind standen in seinem Grün. Ein leiser Wind bewegte die morschen Rinde und leise schlugen sie aneinander. Einige Frösche quakten noch, der Schwanflug blühte weiß und die Seerose auf dem Wasser tatens denelken nach. Das Pfeifchen warf große Schatten auf das Wasser. Noch war der Kies warm von den Strahlen der Sonne. Nachtkatzen klogten um ihn herum. Manchmal erstreckte den Wald der Ruf eines erwachten Vogels. Es war eine echte Herbstnacht in nie gekannter Schönheit. Auf einmal wurde Reinhold müde, er mußte sich hinlegen. Er holte sein Pfeifchen aus der Tasche und stopfte es mit dem Tabak, den ihm der Warrer aus dem Kirchgang geschenkt hatte. Er meinte, er könnte auch einmal ein wenig ausruhen. Mit sechsunddreißig Jahren, Tag und Nacht unterwegs, das würde viel heißen meinte er. So suchte er sich ein Plätzchen, wie ein Vögelchen es macht, wenn es schlafen will, und leise setzte er sich nieder. Es war gerade, als ob die Wägen und die vielen heimlichen Gewalten der Natur dem alten Mann sich zum ersten Male in ihrer ganzen unverfälschten Schönheit und Herrlichkeit zeigen wollten. Vor ihm sein Wasser, sein Leben; um ihn noch einmal alles erblüht, grünlich und blüht beleuchtet. Er dachte noch einmal an seine Frau, sah über die feinen schlafenden Wägen, die fessel Schönes für ihn verbergen hatten, das meiste nur für ihn und nicht für einen anderen erreichbar gewesen war. „Du doch“ flüsterte er, „du liebes Wasser, du hast mich hier auf Erden unendlich glücklich gemacht.“

Langsam legte er seinen Kopf an den Stamm, das Pfeifchen fiel herab, er atmete langsam, öffnete dann einmal die Augen und lächelte verläßt. Allein, ganz allein am Wasser. Und als der Mond verschwand hinter den Bäumen und das Gras für zu lauen begann, da war Reinhold schon in ein Land gegangen, wo es größere Ruhe und herrlicheren Mondhchein gab. Vielleicht gibt es auch dort kapitale Hechte, vielleicht findet er ein neues Land, das noch schöner ist. W. S.

## Ein Kriminalkommissar erzählt

Verbrecher aus dem Mittelstand

Von H. Strem.

Manchmal hört man immer wieder hören, das sind: Selbstmorde, Bankrotter, Millionäre auf der einen Seite, Verwilderung der Jugend auf der anderen. Aber auch das alte Bürgerium rückt ab ins Arminelle! Wie sehr sich dies in der letzten Zeit gebäut hat, das zeigt der folgende Aufsatz:

Der leitende Kommissar einer Kriminalpolizei-Abteilung überblickt gerade die eingelaufenen Anzeigen. Kopfschüttelnd berichtet er mir über ein paar Fälle aus seinem Aktenmaterial.

Während wir früher nur mit Gewohnheitsverbrechern zu tun gehabt haben, sind jetzt die Beschuldigten meistens ehrsame Mittelständler. Die meisten Verbrechen sind Unterschlagungen von Krankenkassenbeiträgen und Invalidenrenten, die sie für ihre Angehörten bezahlen sollten. Monatlang ziehen sie die Krankenkassenbeiträge von dem Gehalt ihrer Angehörten ab, ohne sie weiterzuleiten. Das ergibt zunächst nur wenige Mark. Mit der Zeit wächst die Summe aber so an, daß sie nicht mehr in der Lage sind, sie zu bezahlen. Das bedeutet natürlich für die Arbeitnehmerin eine Herabsetzung ihrer späteren Rente — ganz abgesehen davon, daß sie den Anspruch auf Arbeitslosenversicherung verliert und der Wohlfahrt zur Last fällt.

Auch die kleinen Versicherungsbetrügereien, die jetzt dauernd passieren, sind typische Fälle des kriminell gewordenen Mittelstandes. Unter den rund 50 Anzeigen, die ich hier zu erledigen habe, sind 8 Versicherungsbetrügereien. Die schärfsten Sagen sind die betamten, in denen ein Schriftsteller sein Haus anzündet, ein Kaufmann einen Einbruch fingiert um. Aber diese Fälle gehören zu den großen Versicherungsbetrügereien. Die meisten jedoch beruhen lediglich darauf, daß die Leute bestimmte Gegenstände versichern — z. B. eine Tischdecke, wertvolle Teppiche oder Möbelstücke. Sie senken diese Gegenstände dann einfach mit dem Bügelstein an, um von der Gesellschaft die Versicherungssumme herauszuholen.

Seltenweise werden ferner Fälle verhandelt, in denen Vertreter aus Not mit gefälschten Besten erscheinen sich Geld zu verschaffen suchen. Ein Angeklagter, dessen Aktien ich gerade ablege, hat förmlich auf diese Weise Aktienmaschinen verkauft; jetzt belam er 2 Monate mit Bewährungsstrafe.

Auch extra eingesezte Schöffengerichte gibt es, die nichts anderes zu tun haben, als betrügerische Konfuzie und Unterschlagungen von Kommissionsware zu verhandeln. Täglich kommen 12—15 Fälle zur Aburteilung!

Um meine Erfahrungen über den kriminell gewordenen Mittelstand noch zu erweitern, gebe ich mit einer Gesangsinnenfürsorgerin an einer Familie, deren Ernährer 3 Monate wegen Betrugs zu „fesse“ hat. Die Nachbarn, die trauchweise erfahren hatten, in welcher Mission wir kamen, erzählten uns solche Räubergeschichten, daß der Mann mindestens 15 Jahre hinter Zuchthausmauern hätte verbringen müssen. In der Wohnung waren für 3 Personen nur noch vorhanden ein Tisch, ein Stuhl, ein Bett und 2 Matratzen. „Alles andere haben wir verkauft“, erzählt uns weinend die schon ältere Frau; denn ich kann nicht mehr so viel Kraft aufbringen, mir heute eine Beschäftigung zu verschaffen, mit der ich mich über Wasser halten könnte.“ Die beiden Kinder sind ziemlich vernachlässigt.

Ein anderer Fall: Der Mann hat 1 1/2 Jahre zu verbüßen. Die alleinstehende Frau bekommt eine kleine Unterstützung von der Wohlfahrt. Sie reißt bei ihr genau so wenig zum Leben, wie bei vielen anderen. Diese Frau ließ man allein, weil ihr Mann ein „Verbrecher“ ist — und dieses Ausgelassenheit führte sie auf die Straße. Sie wird nie wieder zum bürgerlichen Leben zurückkehren können.

Zuletzt ließ ich mir noch die statistischen Zahlen der Kriminalität vom Jahrgang 1931 geben. 33% Prozent aller Fälle sind kleine Betrügereien und Unterschlagungen. Der soziale Stand der kriminell gewordenen wird zwar nicht angegeben. Aber überall jagte man mir, daß gerade die kleinen Delikte vom Mittelstand verübt würden. Und man fürchtete, daß dies erst der Anfang des Ruffches in die Kriminalität sei.

## Die Abenteuer eines Weltpions

Aus den Papieren eines hohen Aristokraten  
ausgewählt von Rogers Snowden  
Tagblattbibliothek, Steyermühlverlag, Wien, Wollzeile 20

33

### Eine gefährliche Cippchast

Meine Mission in Amerika beendet war, wurde ich nach Frankreich zurückberufen. Es wurde mir ein Hotel in Cherbourg zugeteilt, in dem ich zu warten hätte, bis man mit einem Wintersonnen würde.

Mein Wink erfolgte am dritten Tage, als ich gerade einen Stoß über die Ereignisse während meiner Mission in Amerika zu schreiben. In Paris übte Clemenceau eine unbeschränkte Diktatur aus, er hatte mit ebener Strenge eine Menge von Proklamationen gegen die „Defaitisten“ angeordnet, die Redakteure des „Rouge“ waren eingekerkert, der Herausgeber Duval verurteilt, man hatte Almerinda im Gefängnis stranguliert, Bolo Genoir hatten der Stunde, da man sie nach Vincennes auf die Mühle führen würde. Die ehemaligen Minister Malvo und Gaudaur saßen im Gefängnis, an der Front häuften sich die Emeuten und Dejectionen, die Kriegsgerichte hatten vollauf zu tun. Das Blut floß in Strömen, nicht nur an der Front.

Ich klopfte an der Tür, der Kellner ließ einen englischen Marineoffizier eintreten, der mir mitteilte, daß er den Auftrag habe, mich nach Cherbourg zu bringen, der im Hafen ankam. Wir brachen sofort auf.

Im Kanal angekommen, bestiegen wie ein Motorboot, das uns zum Ufer des Kreuzers brachte. Man führte mich in eine Kabine, die mir ein Herr erwartete. Ich erkannte mich Betrosfenheit nach Durchschiffe, den Zeitungsinsignaten und Leiter der englischen Propaganda.

Ich begrüßte mich mit großer Höflichkeit und erklärte mir: „Sie haben sich in Amerika trefflich bewährt, wir wir es nicht erwarten haben. Ich habe heute eine andere Aufgabe für Sie.“

Ich verbeugte mich: „Ganz zu Ihren Diensten, Mylord!“

Der Herr ich auf das Wesentliche eingehe, will ich betonen, daß das englische Gebiet jetzt ein Stillstand eingetreten ist. Die von England vor einigen Monaten gemachten Friedensvorschläge

wurden von der Entente abgelehnt. Ein Versuch, mit Österreich einen Separatfrieden zu schließen, ist ebenfalls gescheitert.

Dieser Versuch wurde mit Kenntnis der englischen Regierung in Freiburg in der Schweiz angebahnt zwischen österreichischen und französischen Unterhändlern, nachdem der Prinz Sigismund von Parma, der Bruder der österreichischen Kaiserin, das Terrain vorbereitet hatte. Ueber diese Verhandlungen wurde seitens des österreichischen Hofes absichtlich der Außenminister Graf Czernin in unklaren gelassen, und es war deshalb für Deutschland nicht schwer, dieses Projekt zu Fall zu bringen. Nun besitzt aber Clemenceau angebliche Briefe von Czernin, die ihm durch einen Geneser Spion namens Johrab geliefert wurden. Vielleicht kann man mit diesen Briefen Czernin zu Fall bringen, wenn sie auch gefälscht sind. Aber was uns betrifft, so müssen wir in allen diesen Intrigen klar sehen, wir müssen unterscheiden, was echt und falsch ist. Dies war stets die Devise des „Intelligence Service“, zuverlässigste Berichterstattung. Aber in Genf arbeiten so viele und unersetzte Espions, daß unsere Vertrauensmänner die Kontrolle nicht mehr bewältigen. Ich habe deshalb an Sie gedacht, Sie sollen die Oberaufsicht übernehmen.“

Ich verbeugte mich abermals zustimmend.

„Von größter Wichtigkeit für uns“, fuhr Lord Northcliffe fort, „sind die Schuldverweise eines Hochverrats gegen den Ministre Gallaux. Clemenceau schenkt seinen Geneser Agenten blindes Vertrauen und es war überzeugt, daß er mit dem herbeigeschafften Material Gallaux von einem Kriegsgericht zum Tode verurteilen lassen kann. Ich bin in dieser Hinsicht allerdings sehr skeptisch, und ich will wissen, wie man sich diese Dokumente beschaffte und ob sie echt sind. Denn wir können auch von den Zeitungen der französischen Regierung profitieren!“

„Wenn soll ich mich auf den Weg machen, Mylord?“

„So bald als möglich... das englische Generalkonsulat in Genf ist beauftragt, Ihnen in jeder Weise behilflich zu sein. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg!“

Am drittschästen Tage traf ich in Genf ein.

Diese berühmte schöne Stadt, in der ich vor dem Kriege manche angenehme Urlaubswochen verbracht hatte, war jetzt nicht mehr zu erkennen. Die Bewohner waren von einem Chauvinismus, der jenen in Frankreich, wo er immerhin durch die Kriegsnähe erklärlich war, weit übertraf und abstoßend wirkte, da er sich mit skrupelloser Selbstsucht verbündet hatte. Die Industrie hatte sich völlig auf die Lieferung von Kriegsmaterial für Frankreich umgestellt und verdiente Riesensummen, der Schmuggel wurde dank der ganz nahen Grenzen im größten Umfang betrieben. Was die Presse betrifft, so gebildete sie sich geradezu großwahnsinnig, denn sie hatte als neutrales Sprachorgan eine Weltbedeutung erlangt, die sie nicht im geringsten verdiente, weder durch ihre In-

formationen noch durch ihre Talente. Aber gerade weil sie einen ungeheuerlichen Verleumdungsfeldzug gegen die Mittelwächter führte, fand sie in Paris und London die kräftigste Förderung. Wenn eine Lügennachricht den Pariser Blättern gar zu plump dünkte, so erschien sie auf Befehl in der Genfer Presse und wurde dann als neutrale Stimme gläubig hingenommen.

Die Genfer Intelligenzkreise waren ganz für die Entente gewonnen. Es gab Advokaten, die ihre früheren guten Beziehungen zu Deutschland benutzten, um Reisen nach Deutschland und Österreich zu machen und dann die verschrobenen Bericht an die Pariser Blätter zu liefern. Die Geneser Advokatenkammer mußte sogar den Advokaten Bernard aus ihrer Liste streichen, weil er eine Kommanditgesellschaft für erfundene Nachrichten gründete, die man mit fettem Profit den Mittelmächten verkaufen wollte! Die Journalisten, vor dem Kriege gänzlich unbekante Leute, prunkten jetzt mit den roten Bändchen der Ehrenlegion, trotzdem in der Schweiz Ordensauszeichnungen verboten sind; außerdem hatte jeder dieser Edlen besondere Schützlinge: der eine bra dafür Albanien eine Lanze, der andre für Serbien, ein dritter für die österreichischen Slawen, und dies alles trug sehr viel Geld ein.

Ich wurde in Genf von dem englischen Journalisten Or empfangen, der die britische Kriegspropaganda in der Schweiz leitete, und er hatte mich in einigen Stunden in alle diese Verhältnisse eingeweiht. Dieser Or war ein komische Kauz. Er hatte ein sonderbares Mittel, um Bundesgenossen in Genf zu werben, und er behauptete, daß es unfehlbar sei. Wenn er bei gewissen Genesern etwas erzielen wollte, so sagte er kurz und bündig seine Wünsche, warf dann eine ungeheuer dicke Briefstafel auf den Tisch und fragte: „Briedel?“ Und stets war die Sache in einigen Minuten abgemacht.

Am Abend meiner Ankunft bereits führte mich Or, in den Geneser Kursaal, dessen berühmte Spielbank von dem Franzosen Roy gepachtet war. Or hatte mir gesagt, daß ich mit Kursaal die Auslese der in Genf anwesenden Espions sehen würde. Es dauerte denn auch nicht eine Stunde, als ich bereits Bescheid wußte. Es war unglücklich, was sich in Genf während des Krieges an dem ärgsten Gelichter angesammelt hatte. In den weiten Räumen des Kursaales, in den Spielfälen, auf der riesigen Terrasse, in den Speisefälen und in der Bar wimmelte es von Lebendamen, die vor dem Kriege in den europäischen Hauptstädten geglänt hatten, es gab da Adelige die schwere Menge, Diplomaten, angeblende Publizisten, in Wirklichkeit waren es durchweg Espions, die sich hier an der günstigsten Stelle sammelten hatten.

Aus einer Ecke der Bar knallten zeitweilig Champagnerpfosten Eine größere Gesellschaft vergnügte sich dort unter dem Präsidium eines eleganten, brünetten Herrn.

(Fortsetzung folgt.)